

I. KAPITEL FORSCHUNGS-, INSBESONDERE EDITIONSGESCHICHTLICHER RÜCKBLICK

Es liegt daran, daß man die Dinge nur von außen betrachtet, wenn man an den Banden, welche die Tatsachen miteinander verknüpfen und sie zusammenhängen läßt, festhakt und wie über Fallstricke stürzt. Aber keine Angst, sie werden sich in Ariadnefäden verwandeln, die dem Suchenden helfen, innere Zusammenhänge aufzufinden und aufzuzeigen, sobald er auch nur erste Versuche mit der umgekehrten Blickrichtung macht.

§ 1. Einführung: Forschungsgegenstände und Fragestellungen

Seit eine große wissenschaftliche Öffentlichkeit von Nag-Hammadi-Texten weiß – es sind jetzt fast fünfundsiebzehn Jahre –, wird zugleich heftig darum gestritten, wann sie entstanden, wo sie ursprünglich zu Hause sind, welche Literaturformen sie darbieten, in welcher »Religion«, Gemeinschaft, Konfession, »Sekte« oder von welcher Person sie geschrieben sind und welchen religiösen, konfessionellen, philosophischen, mythologischen, historischen oder welcher sonstigen Inhalt sie haben. Das sind Forschungsgegenstände, wie sie immer wiederkehren. Von den Erörterungen, die ihnen unter dem Gebot der Spezifikation, die das jeweils übergeordnete Thema verlangt, bereits gewidmet worden sind, laufen die meisten theoretisch auf einfache Klassifikationen hinaus.¹ Die beiden bisher am weitesten reichenden – die die Phänomene und die Textgattungen als Klassifikatoren haben – werden in Kap. XII zusammengefaßt. Inhaltlich ist da manches Neue zu erwarten, doch bei dem klassifizierenden Vorgang als solchem handelt es sich um die eingeübte Prozedur.

Dasselbe Verfahren erweist sich hingegen als äußerst sperrig, wenn man es auf Gegenstände anwenden will, deren Objektcharakter unstabil ist und immer wieder »fest gestellt« werden muß. Das letztere kann nur geschehen, indem man es zur Sprache bringt. Man lasse diese Forderung gern auf sich beruhen, wenn man diesmal auf die Klassifikation leichten Herzens verzichten könnte. Man kann es aber nicht, die prozedurale Schwierigkeit scheint sie vielmehr hier

¹ Wie gleichzeitig, von wie vielen Wissenschaftlern und für welche Probleme sich diese Sicht ergeben hat, zeigte z. B. das Colloquium in Québec (15./19. Sept. 1993). Es ist jetzt ausführlich zu nutzen in: Louis Painchaud – Anne Pasquier (édd.), *Les Textes de Nag Hammadi et le problème de leur classification*, Québec – Louvain – Paris 1995. Als Gegenstück und zum Teil eine Sachparallele zum hier vorgelegten Versuch ist am wichtigsten der Beitrag des erstgenannten Herausgebers, »La classification des textes de Nag Hammadi et le phénomène des réécritures« (51/86).

noch dringlicher zu machen als bei anderen Objektivationen. Aber hat man eigentlich Gründe, aus denen jener Gegenstand, der konstitutionell ein wiederzuerrichtender ist, der Klassifikation überhaupt bedarf? Ist er darin anderen Objekten gleich, wäre dann also auch ein normaler Forschungsgegenstand, oder ist er es nicht, so daß ein Grund für die Dominanz gefunden werden müßte, kraft derer er verlangt, wie ein gewohntes Untersuchungsobjekt behandelt zu werden, ohne es wirklich zu sein?

Nun, dies dürften die Gründe sein: Ein Teil der Texte ist christlich-agnostisch, d. h. sie enthalten die Schwierigkeit zweimal: sie gründen sich als religiöse auf keine Objektivation, und sie gehören einem Zweig der Gnosis an. Das letztere ist schon das, was zur Sprache gebracht werden muß. Aber die Frage, ob ein gewisser Textbestand »agnostisch« ist oder nicht, pflegt an der enormen, immer wieder verblüffenden Redundanz ihrer Beantwortungsmöglichkeiten gleichsam zu ersticken. Das sieht aus, als setze die Frage fahrlässig ihre eigene deklaratorische Selbstverständlichkeit und weltanschauliche Unzulässigkeit gleichzeitig voraus. Die Berechtigung dieser doppelten, widersprüchlichen Voraussetzung liegt sicher auch, aber gewiß nicht nur darin, daß es hier nicht wie sonst für die Wissenschaft genügen würde, irgendwelche Abgrenzungen oder Definitionen vorzunehmen. Vielmehr müssen tiefer greifende, von ganz anderen Punkten ausgehende Fragen des christlichen Glaubens von vornherein mitbedacht werden, als befinde man sich nicht im vierten, sondern im ersten Jahrhundert: die Vertrauenswürdigkeit der ersten Zeugen; die Alternative eines geschichtlichen oder eines mythischen Charakters der Verkündigung; die Exklusivität, der Typus oder auch die Entbehrlichkeit eines Erlösers; die Originalität der erlösenden Botschaft. Letztlich geht es auch hier um die Absolutheit oder Relativität des Christentums als der *religio vera* damals und heute.²

² Das imponierende Buch von K. Prümm, *Gnosis an der Wurzel des Christentums? Grundlagenkritik der Entmythologisierung*, Salzburg 1972 (720 Seiten) ist in seiner Quellenkenntnis und mit der umfangreichen Sorgfalt in der Wiedergabe der gelehrten Meinungen einschließlich kluger Vermutungen der bei vielen gegebenen theologischen Hintergründe die unverändert relevanteste Bestandsaufnahme, die ihr Niveau auch in der Bewertung der Dinge und ihrer Erforschung hält. Wenn schon Apologetik sein muß, die ja immer auch Wertung ist, dann sollte sie grundsätzlich so betrieben werden, wie es hier geschieht. Gelegentlich reagiert Prümm nur zu begreiflich, aber eigentlich unnötigerweise auf eine durch Kontradiktorik lediglich modifizierte Abhängigkeit eines sog. urchristlich-geschichtlichen Erlösungsverständnisses von einem gnostisch-mythischen. Näheres zur Sache in C. Colpe, *Theologie, Ideologie, Religionswissenschaft. Demonstrationen ihrer Unterscheidung*, München 1980, 95/102.

Die Spannung zwischen erforschbarer Gegenständlichkeit und ungegenständlichem Ergründungsbedürfnis stellt einen permanenten Befassungsgrund dar, und zwar, soweit ersichtlich, mit Permanenzcharakter den einzigen. Zu diskutieren, ob es noch einen Befassungsgrund von ganz anderer Art gegeben hat und eventuell noch gibt, ist hier nicht der Ort. Soviel ist sicher: Die christliche Gnosis gewisser Nag-Hammadi-Texte ist das Hauptproblem; denn in ihnen vereinigt sich für die christlichen Gnostiker von damals die Gegenständlichkeit des Erforschbaren und die Unerforschbarkeit Gottes, für uns die defiziente Gegenständlichkeit des gnostischen Phänomens und die außerhalb jeder Wissens- oder Wissenschaftstafel befindliche Theologie.

Die normalen in den Texten begegnenden Forschungsgegenstände sind innerhalb dieser Spannung für eine autonom-existentielle Fragestellung nebensächlich. Sollten sie eine Tendenz aufweisen, für ein Teilproblem eine Lösung gewinnen zu helfen, die gleichzeitig zeigt, daß darin eine Eigenart von ihnen liegt, so tun sie es lediglich für unsere Einschätzung. Sie geben uns damit das Recht, auf ihre Illustration ganz zu verzichten. Sie greifen aber de facto häufig auch in das soeben benannte Hauptproblem ein, so daß eine in seiner Nachbarschaft angesetzte historisch-kritische Bearbeitung durch uns rückwirkend noch einmal für einen andersartig präzisen Aufweis des Problems mitgenutzt werden kann. Es wird sich zeigen, daß diese Bearbeitung trotzdem, und fast nebenbei, der ihr zugeordneten begrenzteren Aufgabe genügt. Gewisse stillschweigende Rücksichten auf allerlei Informationsbedürfnisse, die solchen begrenzteren Aufgaben zugrunde liegen – betreffend etwa die technische Bestandsaufnahme, die »gnostische« Kodikologie und Papyruskunde, die »koptisch-gnostische« Grammatik, Dialektologie und die Etymologie von Götter- und Dämonennamen, archäologische Nebenfunde und überraschende Einzelheiten aller Art – gewisse solche Rücksichten können genommen werden, wenn sie sich gleichsam zwischen die Zeilen schreiben lassen. Ist das nicht möglich, müssen sie wegfallen. Da es für alles sehr gute Möglichkeiten gibt, sich anderswo zu informieren, dürfte auch der tendenziell christliche Gnostiker von heute in der Lage sein, durch Nachdenken seinen eigenen Zugang zu diesen Möglichkeiten zu finden.

Hiermit ist gesagt, daß die Frage nach dem soteriologischen Charakter der Texte mit Vorzug berücksichtigt werden soll. Es wird darin selbst dann fortgefahren, wenn ein Verdacht aufkommen sollte, daß die Masse des Stoffes unter die hiermit umrissene Problematik gar nicht fällt. Festzustellen, in welchem Ausmaß ein Moment dieser oder jener Art von »Bewahrung« oder »Erlösung« vorliegt und in welchem nicht, ist die eigentliche Aufgabe; sie wird durch jene Be-

vorzugung nicht beeinträchtigt, da ja auch der Nachweis der Unzuständigkeit der hier geübten Hermeneutik herauskommen kann. Zur Identifikation, Verortung und Interpretation des Gnostischen ist vorläufig folgendes zu sagen.

Die »Interpretation des Gnostischen« ist hier nicht anthropologische Anwendung oder dergleichen, sondern eine Identifikationsmethode. Damit sie greifen und so zur Klärung wenigstens der tatsächlich wichtigsten historischen Grundverhältnisse, die in besonderer Weise ja gerade bei der Erlösungsproblematik bestehen, einen Beitrag leisten kann, wurden phänomenal auffällige Textinhalte zuerst durch Verteilung auf die vier Gruppen A bis D für eine genauere Ortsbestimmung getestet. Blieb eine Zuordnung auch bei Einbeziehung der sonstigen Zusammenhänge sinnvoll, in denen der Textinhalt sonst noch bekannt ist, dann behielt der Text seinen Platz, wenn nicht, wurde er einer anderen Gruppe für dasselbe Verfahren zugeteilt. Indem jetzt ein Text der einen oder der anderen Gruppe zugeordnet ist, kommt also eine erste grundsätzliche, schon nicht mehr ganz vorläufige, wenn auch nicht sogleich begründete Bestimmung seiner Soteriologie zum Ausdruck.

Der zweite Schritt hätte dann die Feststellung des Textumfangs sein müssen, der gnostischen Charakter hat. Er sollte zur Einordnung in die römisch bezifferten Kapitel II bis X führen. Doch für die begrenzte Erkenntnisreichweite bzw. das Erkenntnisziel dieser Arbeit konnte diese feinere Ortsbestimmung, etwa durch Hervorhebung solcher Einzelzüge, die sich eindeutig, nicht eindeutig oder gar nicht als Moment von Gnosis erweisen lassen, noch nicht endgültig vorgenommen werden. Auch dieser Schritt ist erfolgt, bevor etwas zu Papier gebracht wurde. Letzteres geschah beim dritten Schritt mit der Zusammenstellung der Überlieferungen oder Texte, die nach dem Resultat, das bei dem zweiten herauskam, zusammengehören. Es sind die unter den lateinischen Buchstaben c bis w stehenden Charakterisierungen. Erst dann erfolgte diejenige Art von Verifikation, über deren Notwendigkeit bei denen, die ein solches Verfahren für sinnvoll halten, Konsens herrscht. Sie bestand in diesem Fall in Heranziehung und Erörterung der kirchen- und religionsgeschichtlichen Daten. Diese geben am direktesten die Kategorie der Einleitungstatsache an, die im Vorwort eingeführt und formal erläutert wurde, und dienen zugleich als Kriterium für die aus den Texten und ihren Untersuchungen vorgenommene Auswahl. Sie wird im folgenden geboten und kann ihrerseits zur Veranschaulichung von Einleitungstatsachen zu Rate gezogen werden. Außerdem trägt sie zwei Vorbehalten Rechnung, die sich nicht vermeiden ließen: a) Ein Teil der bildungssoziologischen Daten, die man braucht – zur Aufhellung von längst der Vergangenheit angehörigen Gewohnheiten des Lesens,

Ausbreitungen der Missionsinhalte und Kenntnisse, Häufigkeiten und Dauer von Lernperioden im Leben des Einzelnen –, steht nicht in ausreichender Menge zur Verfügung, b) ein anderer Teil unterliegt starken Zweifeln, was seine Zuverlässigkeit anlangt. Daraus folgt unter anderem:

Um jede fragmentarische oder dubiose Darstellungsweise, die einem gerade bei dieser Art Thema leicht unterläuft, möglichst zu vermeiden, werden die folgenden Angaben auf solche damaligen oder heutigen Ereignisse, Sachverhalte, Tatbestände beschränkt, die zu einem Resultat in Gestalt einer Publikation – also entweder: eines Textes, der jetzt zum Nag-Hammadi-Fund einschließlich seines Umfeldes gehört, oder einer wissenschaftlichen Untersuchung von heute – geführt haben. (Der jeweils zweite Fall wird in § 5 mit angeführt.) Dieses Verfahren beugt den Fehleinschätzungen vor, zu denen erfahrungsgemäß manche Kleinigkeit, oft schon eine unbedachte Mißachtung jener Vorbehalte führen kann. Zu diesem Phänomen, das nicht nur als besondere Art von Rezeption, sondern sogar von Mystifikation interessant ist, haben gerade bei den Nag-Hammadi-Texten die besonderen Umstände von Auffindung, Zerteilung und Verbreitung beigetragen, in denen sich Blutrachefehden unter den Entdeckern, Raffiniertheit der Antiquitätenhändler und Wichtigtuerei der Gelehrten sonderbar verschlangen.³ Bei solcher Art Festhalten an Text oder Publikation als wissenschaftlicher Tatsache enthüllen dann viele Histörchen aus dem Umfeld von Auffindung, Sicherung und Vermarktung der Texte nebenbei und von selbst, daß sie sachlich gar nicht dazugehören, und die Anekdoten um die wissenschaftlichen Bearbeitungen reduzieren sich auf einen Sachkern und lassen die Kontroversen leer laufen, die zwischen einigen Beteiligten bis auf unsere Tage ausgetragen werden. Mit alledem soll der Verifikation der Einleitungstatsachen gedient sein.

Ist man so weit gekommen, kann man sich endlich dem Charakter der Texte nähern. Er ist von vornherein keine Einleitungstatsache mehr, aber er kann unter Ausnutzung gewisser Prinzipien der Einfachheit als eine solche dargestellt werden. Die Frage danach ist zugleich so umfassend und so einfach, daß man sie aus praktischen Gründen am besten dreifach entfaltet.

Die erste Entfaltung gilt dem Inhalt der Texte in der ganzen, von ihnen selbst ausgeloteten historischen Tiefendimension. Diese kann mit der Welterschöpfung anfangen und sich in das Mythische hinein fortsetzen, das sie entweder räumlich umgibt oder das ihr zeitlich

³ Eindrucksvoll setzt sich J. M. Robinson in seinem in Anm. 11 zu charakterisierenden Einführungsband gleich zu Anfang mit dieser »Nebengeschichte« auseinander.

folgt. Daraus muß erkennbar sein, was die Verfasser der Texte als das für ihre eigene Existenz Wichtigste auffaßten, etwa wie ein Ereignis beschaffen war, das die heilige Daseinsweise begründet hat und weiter erhält, um die sie sich mühen und in der sie oder einige von ihnen sich schon befinden. Dies darf stellvertretend bis hierher auch der Leser von heute tun – aber wie verschieden an Wesen und Alter muß man sich die Menschen vorstellen, die ihm da in der Vergangenheit begegnen! Und welche unserer heutigen Vorstellungen gibt die Realität von damals am ehesten wieder? Am wichtigsten ist die Frage: Haben die Kosmosophen und die Platoniker, die Valentinianer und die Sethianer, die christlichen und die »freien« Gnostiker früher einmal so dicht beieinander gelebt, wie zuletzt ihre Schriften dicht beieinander lagen?

Damit bietet sich die Frage in ihrer zweiten Entfaltung dar: Wenn man die Textinhalte so verstehen darf, daß sie zunächst als Vergangenes oder Zeitloses verschriftet worden sind, inwieweit und mit welcher Absicht werden sie von ihren Verfassern, ihren Kopisten und damit von den Texten selbst neu präsentiert – und repräsentiert? Aus welchem Geiste vermochten die Rezipienten diese Dinge nach- oder neu zu konzipieren und dann für sich aufzuschreiben? Um das herauszufinden, müssen wir heute von demjenigen Sinn, der bisher ermittelt wurde, eine Tendenz trennen, welche die Texte gerade festhalten wollen. Denn selbstverständlich hielt jeder Autor den Sinn seines Textes für allgemein verbindlich: ein Platoniker, ein Christ, ein Jude, ein Alchemist brauchten nicht den Tatsachen gemäß zu schreiben, daß Platon, Jesus, Moses, Hermes schon lange, lange nicht mehr auf der Welt waren. Sie durften ihre Heroen und Archegeten leben lassen, ja mit ihnen leben. Unsere gegenteilige Tendenz zielt indessen auf die inhaltliche Autonomie der Texte und fragt, wie lange sie angedauert haben kann.

Der Inhalt der Texte entfaltet damit selbst die Frage ein drittes Mal, nämlich wie hoch geschätzt er gewesen sein mochte und für wie wichtig man ihn wohl hielt, daß man ihn über eine Katastrophe hinweg für Menschen kommender Generationen retten wollte. Denn diese Absicht muß bestanden haben, als jemand die Codices in einen großen Tonkrug zwängte. Konkret möchten wir aber vorher noch wissen, ob die Tatsache, daß diese Schriften überhaupt an einem bestimmten Orte zur Verfügung standen, bedeutet, daß es in ihrem Umfeld und noch zu der Zeit, da man sie versteckte, eine lesende Bevölkerung gab. Es ist sehr wohl damit zu rechnen, daß sich diese Frage annähernd zuverlässig beantworten läßt, wenn man aus anderen Quellen inhaltlich genügend über den Ort und die Zeit orientiert ist, in der die Bücher gesammelt wurden. Dann könnte man ermitteln, ob das, was die aufgefundenen Bücher enthalten, reprä-

sentativ ist für das, was ihre Leser glaubten, wollten und dachten, oder ob irgendein bibliothekarisches Interesse oder auch ein bloßer Zufall dahintersteht. Hier berechtigen die Dokumentationsverhältnisse zu mehr Hoffnung auf eine Antwort, als die Texte für sich genommen es tun. Man muß sich im klaren sein, daß die letzte Zeit vor derjenigen, über die die Texte hinweggerettet werden sollten, zugleich diejenige ist, bis längstens zu der hin die Bücher entstanden sind. Wie könnte also ihr Inhalt beschaffen sein, wenn er, was vielleicht zu erwarten ist, nicht lediglich die Umstände ihrer Entstehungszeit berichtet bzw. widerspiegelt, sondern auch die Prognosen auf das Ende ihres Gebrauchs?

*a) Die Entstehung, Sammlung, Entdeckung
und Bearbeitung der Texte*

§ 2. Entstehung im Osten der Alten Welt und Sammlung
in Ägypten bis Ende des 4. Jahrhunderts

Ein Glücksfall, der eine dreifach befriedigende Antwort ermöglichen würde, ist bisher nicht eingetreten; es gelang trotzdem, den widerständigen Verhältnissen wichtige Informationen abzugewinnen.⁴ Was die letzte Frageentfaltung anlangt, so hat eine gewichtige kirchengeschichtliche Untersuchung ergeben, daß das Vorhandensein »apokryph« genannter neutestamentlicher, verschieden gerichteter gnostischer und popularphilosophischer Texte wohl besagen kann, daß es in der Thebais – derjenigen Landschaft am Nil, die der 26. Breitengrad teilt und in der der Fundort liegt – früher einmal kirchliche Christen gab, von denen ein Teil in normalen Kirchengemeinden lebte, ein anderer Teil aber in besonderen Gruppen, die auch christliche Gnostiker einschlossen, die sonst meist außerhalb standen. Ob es hinter den nichtchristlichen Lehren andere Gruppen gab, die sich dergestalt als »im Leben« befindlich namhaft machen ließen, daß die Texte oder ihre auch anderweitig tradierten Inhalte darin ihren »Sitz« gehabt haben könnten, oder ob es einzelne Persönlichkeiten waren, läßt sich nicht mehr sagen.⁵

Aber wo auch immer die Gruppen und Autoren gelebt haben, für deren Identifizierung man ganz auf die zweite Entfaltung der Grundfrage angewiesen ist – sie spielten zu der Zeit, in der die Texte

⁴ Sehr reichhaltig für das Folgende ist R. Lorenz, Das vierte Jahrhundert (Osten), in: B. Moeller (Hrsg.), Die Kirche in ihrer Geschichte, Bd. 1, Lieferung C 2, Göttingen 1992, 109/241.

⁵ Verwiesen sei auf den hervorragenden Aufsatz von C. Scholten, Die Nag-Hammadi-Texte als Buchbesitz der Pachomianer, in: JbAC 31 (1988) 144/172, dem die wichtigsten der obigen Angaben entnommen sind.

neu abgeschrieben und zusammengestellt wurden, keine Rolle mehr. Für einige darf man annehmen, daß sie als Gemeinschaften oder Individuen tatsächlich existiert hatten und noch erinnert wurden. Die »sociology of sectarianism«, derer man sich hier bedienen muß, ist leider immer noch mit Vorsicht zu genießen. Aber die Existenz der eben genannten Gruppen muß ein tatsächlicher Gegenstand realer Erinnerung gewesen sein, die man im 4. Jahrhundert haben konnte. Man wird die Valentinianer hinzunehmen dürfen und würde es auch mit den Sethianern tun, wenn über ihre soziale Existenz überhaupt mehr gesagt werden könnte. Sodann besteht bei TonitNusPerf und AuthentLog die Möglichkeit, daß sie aus einer ägyptischen Gruppe stammen. Schließlich ist es möglich, daß der Codex Askewianus in einer solchen Gruppe gelesen wurde, auch wenn er nicht aus ihr stammt. Ein wenig aus diesem spärlichen Befund wird man verallgemeinern dürfen, doch nur, um festzustellen, daß es zu der Zeit, da man die Texte verbarg, keine lebendigen Gemeinschaften mehr gab, für die sie wichtig waren.

Will man begreifen, warum sie dennoch ein so großes Interesse fanden, dann muß man den Namen des Pachomius nennen.⁶ Dieser Mann, geb. zwischen 290 und 294 als Sohn eines heidnischen Kleingrundbesitzers in Esna (Latopolis), gest. zwischen 346 und 348 in der Thebais, wurde i. J. 314 als Soldat zum Feldzug des Licinius gegen Konstantin eingezogen. Unter den Erfahrungen, die er dabei machte, muß eine in einen nachhaltigen Kontrast gegen die üblichen getreten sein, die Bekanntschaft mit der christlichen Gemeinde in Ne (Theben), besonders ihrer Liebestätigkeit. Nach seiner Entlassung ließ sich Pachom taufen und erwählte die kleine Stadt Chenoboskion (später Schenesit) zu dem Ort, an dem er am besten als Schüler des Palamon, des Vorstehers einer Eremitenkolonie, wirken konnte. Nach Beendigung dieses Lehrer-Schüler-Verhältnisses gründete Pachom ein eigenes Kloster in Tabennese, das bis zu seinem Tode (346/348) seine Wirkungsstätte im Rahmen der mönchischen Lebensformen und -tätigkeiten blieb.⁷

⁶ Konzentriert und materialreich: Lorenz, Das vierte Jahrhundert (s. Anm. 4) 212/214. Den besten Zugang findet man über: Die Briefe Pachoms. Griechischer Text der Handschrift W. 145, eingel. und hg. von H. Quecke (Textus Patristici et Liturgici 11), Regensburg 1975. Die Einleitung (90 Seiten) ist äußerst instruktiv.

⁷ Darüber mit viel Neuem jetzt E. Dassmann, Christusbefolgung durch Weltflucht. Asketische Motive im frühchristlichen Mönchtum Ägyptens, in: A. Gerhards – H. Brakmann (Hrsg.), Die koptische Kirche. Einführung in das Ägyptische Christentum, Stuttgart 1994, 28/45. In der offenkundig auf Vollständigkeit bedachten Darstellung der Motive mönchischer Spiritualität (Nachfolge, Martyrium und zweite Taufe, Vita angelica, Vorwegnahme des Paradieses, Verdienst und Lohn) und des sozialen Aspektes (Armen- und Krankenpflege) fehlt das Schreibhandwerk.

Als endgültiger Begründer des koinobitischen Mönchtums, als Pneumatiker mit der Gabe visionärer Klarsicht (dem διορατικόν) und als Gelehrter ist Pachom gleich bedeutend. Nur von der letzteren Eigenschaft soll hier die Rede sein. Pachom verlangte von den Mönchen Lesefähigkeit zwecks richtigen Gebrauchs der Heiligen Schrift. Wer diese Fähigkeit nicht mitbrachte, konnte im Kloster lesen lernen. Damit war schon der Anstoß für alles folgende gegeben. Man benötigte Übungstexte, dafür mußten Bücher besorgt, abgeschrieben, inventarisiert werden. Einzelne lebende Mönche konnten nach einer Benutzungsordnung Bücher entleihen. Das geht schon über die ursprünglichen Zwecke hinaus und wächst zu einem gelehrten Betrieb mit eigenen Zwecken heran. Es gab außer Schreibräumen Werkstätten für die Herstellung von Papyrusrollen und von Codex-Ledereinbänden. So werden, sollte man meinen, Pachoms Klöster ein Meilenstein in der Geschichte des Bibliothekswesens. Es war wohl auch so, aber nicht in einer mit Selbstverständlichkeit ablaufenden kulturellen Entwicklung, die, vom antiken Buchwesen herkommend, im 4. Jahrhundert noch einige christliche Impulse aufgenommen habe, um dann geradewegs in die karolingische Renaissance überzugehen, in der benediktiner- und zisterziensergleiche Mönche sich anschickten, den Ackerbau, die Schreib- und Buchkunst, die Kunst überhaupt zu betreiben und der Welt zu lehren. Hat man aus neueren Darstellungen endlich von innen gelernt, daß Weltflucht nicht Weltgestaltung ist, könnte man schon daraus vorsichtig den Schluß ziehen, daß der Erwerb, die Herstellung und die Verwahrung von Büchern etwas mit Weltgestaltung, nicht mit Weltflucht zu tun hat und daß von daher gesehen das, was die Pachomianer taten, ganz und gar nicht selbstverständlich war. Es scheint sich aber auch direkt belegen zu lassen.⁸

»So ist denn die Arbeit, die der conversus zuerst erlernt, das Flechten ... Silvan macht Haarsiebe, Poimen Fackeln, Euagrios schreibt Bücher ab, ein anderer webt Leinen. Es gibt auch hier eine Rangordnung der Arbeit, nicht alles ist gleich passend für den Mönch, selbst dann nicht, wenn es der allgemeinen Regel entspricht, daß es nicht ablenken darf. Der Greis, von dem ein Apophthegma erzählt, lobt die Flechtarbeiten ... Niedriger schon steht das Schreiben, »es hat Hochmut an sich« (ἔχον γὰρ τὸ πρᾶγμα ὑψηλοφροσύνην) ... Beachtenswert aber ist

⁸ Das folgende aus dem äußerst lehrreichen Aufsatz von H. Dörries, Mönchtum und Arbeit, in: ders., Wort und Stunde. Erster Band: Gesammelte Studien zur Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts, Göttingen 1966, 277/301. Die für unseren obigen Zusammenhang wichtige Quelle sind die Apophthegmata Patrum, von Dörries zitiert nach F. Nau, in: Revue de l'Orient Chrétien 12 (1907) bis 18 (1913), daraus dort S. 295 oben die Zitate.

die Kritik des Bücherschreibens. Es gehört zu der *παίδευσις τοῦ κόσμου*, die so gar nichts von dem wußte, was Wüste und Zelle lehrten. In diesem Urteil ist das Mittelalter, das im Bücherabschreiben gerade die für den Mönch gewiesene Arbeit sah, den ägyptischen Vorbildern nicht gefolgt.«

Es scheint nötig, diesen Ausnahmetatbestand beim Problem der Gründe für die Zerstörung des betreffenden Klosters und der Vertreibung seiner Mönche mit zu berücksichtigen.

Es gibt Nachrichten über eine ganze Reihe von Gewaltexpeditionen, von denen zusammen mit anderen auch die Pachomianer bemerkenswert oft heimgesucht worden sein müssen. Die Ketzergesetzgebung von Kaiser Theodosius I., die von Februar 380 bis Januar 384 und von März 388 bis April 394 reicht, enthielt auch die Ausdehnung der eigentlich gegen die Heiden erlassenen, zunächst in Rom und Alexandrien ausgeführten Gesetze auf Ägypten (Erlaß vom 16. Juni 391). Die andernorts schon früh eingetretene Verschmelzung von Heiden- und Ketzergesetzgebung läßt auch in Ägypten die Heidenverfolgung immer wieder fast automatisch in Ketzerverfolgung umschlagen. Eine bestimmte Unternehmung, die dem Pachomius-Kloster zum Schicksal wurde, können wir nicht benennen. Am ehesten scheint sie in folgende Entwicklung zu gehören.⁹

»Nachdem Athanasius am 2. oder 3. Mai 373 gestorben war, ging die Schonfrist für Ägypten zu Ende. Bischof Petrus II., den Athanasius fünf Tage vor seinem Tode zum Nachfolger geweiht hatte, wurde auf kaiserliche Anweisung von dem Statthalter Palladius sogleich vertrieben ... Wenige Tage später zog der Arianer Lucius als Bischof, geleitet von Euzoius von Antiochien ... und dem kaiserlichen Finanzminister (*comes sacrarum largitionum*) Magnus, in die ägyptische Hauptstadt ein. Widerspenstige Kleriker und Mönche wurden verbannt, zum Teil in die Bergwerke von Phaeno (Südpalästina). Magnus ging auch gegen die Bischöfe der ägyptischen Provinz vor. Lucius suchte die Wüstenmönche der Nitria, die zum orthodoxen Patriarchen hielten, mit einem militärischen Überfall heim.«

⁹ Lorenz, Das vierte Jahrhundert (s. Anm. 4) 191, mit reichen Quellenangaben. Zu des Magnus Vorgehen gegen die ägyptische Provinz gibt er als Sammelzitat »siehe Holl zu Epiph. haer. 72,11,1 S. 265«. Dort steht: »Über diese elf Verbannten in Diocaesarea vgl. Petrus Alex. bei Theodoret h. e. IV 22, 35; S. 259, 23ff Parmentier, Basilius ep. 265; Migne 32, 984ff; Facundus v. Hermiane pro defens. trium capitum IV 2; Migne S. L. 67, 618 C, Palladius hist. Laus. 46; S. 134f Butler, Apollinaris epist. ad Diocaes. (Lietzmann Apoll. I S. 255 vgl. 22ff 60ff), E. Schwartz Nachr. d. Gött. Ges. 1905, 165«.

Was die Gründe anlangt, als welche früher von der europäischen Wissenschaft Häresie und später irrümliche Annahme von Häresie bei dem alexandrinischen Patriarchen oder dem byzantinischen Kaiser angenommen wurden, so kann man vielleicht zu einem noch differenzierteren Urteil kommen. Die Frage, wie die Administratoren des Patriarchats oder des Hofes darauf gekommen sein sollten, daß die Klosterbibliotheken voller häretischer Bücher steckten – was man ja auch noch als Erfindung eines Vorwandes ansehen kann –, kann man eventuell dahin beantworten, daß es die Existenz von Bibliotheken und der Umgang mit Büchern überhaupt war, die Verdacht erregten. Daß die Tatsache, es könnten auch häretische Bücher darunter gewesen sein, auf die »Strafmaßnahmen« verschärfend wirkte, ist möglich, aber nicht wichtig, denn Häresie war für die Mönche keine Kategorie. Sie kannten nur verschiedene Kirchenparteien bzw. Anhängerschaften verschiedener Kirchenlehrer oder Bischöfe und wußten, wie leicht der Ketzervorwurf hin und her ging. So wäre es ihnen absurd vorgekommen, etwa bei der Anschaffung von Büchern eine Eignungs-, und d. h. in diesem Falle Rechtgläubigkeitsprüfung vorzunehmen. Abwegig wäre für sie wohl auch der Verdacht gewesen, daß in der Umgebung der Klöster lebende Personen, die ihnen Bücher zur Aufbewahrung anvertraut haben mögen, darin eine Art von Sicherheitsverwahrung sahen.

Der Inventarisierung auch von offiziell als häretisch angesehenen Schriften – von einer derartigen Einstufung kann man in den Klöstern des Südens ja immerhin etwas gewußt haben – in den Klosterbibliotheken liegt ein Verhältnis eigener Art zum Heidentum und zur Häresie überhaupt zugrunde, das immer mit in Betracht zu ziehen ist, wenn die oben umschriebene zweite Entfaltung der Grundfrage mit ins Spiel kommt. Es ist so sicher, wie historisch nur etwas nachgewiesen werden kann, daß die Nag-Hammadi-Codices, einschließlich der Ledereinbände und der Schreibaufführung, aus einem Pachomianerkloster stammen. Das geht vielleicht noch eindeutiger aus folgendem Nebenumstand hervor. Als Einlage für die Einbände der Codices sind Briefe und Quittungen verwendet worden; sie enthalten Orts- und Personennamen, zwei sind auf 339 und 342 n. Chr. datiert. Namen und Jahreszahlen weisen, natürlich nicht für die Abfassung, aber für die Sammlung, auf koptische Klöster vor dem Tode des Pachomius (346/348), als noch kein polemisches Verhältnis zwischen der Kirche und solchen »Häretikern« bestand. Nach dem Wandel dieses Verhältnisses in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts